

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 252. Bromberg, den 8. November 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(Schluß.)

Ich beschloß, es zu tun, — ihn aufzusuchen, mich zu erkennen zu geben, ihn wissen zu lassen, daß meine Handlungsweise von der seinen bestimmt werden sollte.

Ich wanderte im Dunkeln durch das Moorland. Es regnete und ich schritt mächtig aus, bis Flint House aus der Finsternis trat, die sich vor mir breitete. Dann stand ich still, um zu überlegen, was zu geschehen hatte. Ich war daran, einem tollen Mann, der an einer fixen Idee litt, in seinem einsamen Haus gegenüberzutreten. Ich fürchtete nicht Robert Turold, wohl aber Thalassa. Ich wußte ihn genügend stark, um mich aus dem Fenster geraden Weges ins Meer zu schleudern. Diese Möglichkeit mahnte zur Vorsicht. Ich kroch durch die Felsen bis an das Küchenfenster. Da war mir, als sähe ich eine Gestalt durch die Felsen gehen, und rasch lief ich an den schmalen Klippenrand, der hinter dem Hause über das Meer hinaushängt. Dort stand ich ein Weilchen, doch ich hörte nichts als das Wogenrauschen unter mir. Da schlich ich um das Haus herum und blickte durch das Küchenfenster.

Thalassas Frau saß allein in der Küche und hatte Spielkarten vor sich auf den Tisch gebreitet. Bald aber wurde die Flurtür geöffnet und Thalassa trat ein. Er setzte sich nieder, stand jedoch nach wenigen Minuten wieder auf und trat an das Fenster. Ich barg mich im Schatten eines Felsens und beobachtete ihn. Er starrte in die Dunkelheit. Plötzlich fuhr er auf, wandte den Kopf, verließ das Zimmer. Ich hörte ihn die Eingangstür öffnen, hörte, wie jemand die Treppe emporstieg. Vernahm einen Augenblick später oben in Robert Turolds Zimmer Stimmen.

Ich rückte näher an das Haus, um zu ergründen, was vorging, doch es war unmöglich. Ich konnte Lichtschein in Robert Turolds Arbeitszimmer sehen, konnte seine Stimme hören, in die eine Frauenstimme sich mengte. Dann Stille. Und nochmals der Klang der sich öffnenden Eingangstür. Von meinem Versteck aus sah ich zwei Gestalten über den Gartenweg gehen, — Thalassa und eine Frau. Sie traten durch die Gittertür und verschwanden in der Dunkelheit der Nacht.

Meine Stunde war gekommen. Ich schlich näher und versuchte, ob das vordere Fenster geschlossen sei. Es war unverriegelt und gab nach. Ich stieg ein und ging rasch nach oben. Licht fiel durch die Ritzen in der Tür des Arbeitszimmers. Ich öffnete und trat ein.

Der Anblick des abscheulichen Schurken, der hier seine schändlichen Ränke gegen das Weib spann, das ich geliebt hatte, raubte mir alle Selbstbeherrschung. Ich hatte vorgehabt, ruhig zu sein, mit ihm zu rechten, ihm kalt und logisch von meinen Bedingungen zu sprechen. Nun tat ich nichts von all dem. Wortlos, ehe er selbst noch wußte, daß ich im Zimmer sei, sprang ich ihn an, packte ihn und schüttelte ihn in blinder, unsinniger Wut, bis plötzlich meine Kraft versagte und ich matt und schwindlig von ihm abließ.

„Ich bin Remington", sagte ich, „Jim Remington". Keuchend, erschöpft lehnte ich am Tisch und sah ihn an. Wie er aber sich meisterte, war staunenswert. Ruhig saß er da und erwiderte kalten, unbewegten Auges meinen Blick, trachtete offenbar unter Altersrunzeln die Züge des Mannes zu erkennen, dem er so übel mitgespielt hatte. Doch ich sah, wie trotz seiner Selbstbeherrschung graue Angstbläße ihm ins Antlitz kroch, und er konnte das Zittern seiner Lippen nicht verhalten. Zweimal versuchte er zu sprechen, doch die Stimme gehorchte ihm nicht. Was er endlich hervorbrachte, dünkte mich seltsam. „So hatte ich recht", hörte ich ihn flüstern, „ich wußte es, wußte es". Er wiederholte diese Worte nochmals. „Sie sind Ravenshaw, — Dr. Ravenshaw", sagte er dann. „Wie können Sie Remington sein?" Mühevoll sprach er diese Worte, gleich einem, der furchtbaren Schreck von sich abtun will.

Ich sagte ihm alles in den kärgsten Worten und er hörte schweigend zu. Sein Blick wich nicht von mir, dem Gespenst seiner Vergangenheit. Als ich geendet hatte, lehnte er sich in seinen Sessel zurück. „Ich wußte, daß Sie von der Insel fortgebracht wurden", sagte er. „Doch dachte ich, daß Sie seither längst gestorben seien".

Das überraschte mich. Ich fragte, wieso er davon erfahren hatte. Und er antwortete, er habe vor fast dreißig Jahren in einem Londoner Hotel ein Gespräch belauscht. Er war in die Stadt gekommen, um seinen Anwalt aufzusuchen, und ein Gast des Hotels, in welchem er abgestiegen sei, war zufällig Passagier des Dampfers gewesen, der mich gerettet hatte. Der Mann saß am Nebentisch und erzählte die Geschichte einem Freund. So hatte es sich zugetragen, — ganz einfach, nicht anders, — aber das war eine Möglichkeit, die ich nicht in Betracht gezogen hatte. Nicht, daß es etwas zu bedeuten hatte, als es sich zutrug. Doch hätte es Bedeutung angenommen, — wenn Alice damals mit ihm gewesen wäre. So aber behielt Turold natürlich sein Wissen für sich. Vorsicht hinderte ihn daran, sich jenem Passagier zu nähern. Verzehrte ihn Angst, mich wieder auftauchen zu sehen? Als Monate vergingen, ohne daß ich kam, lebte Hoffnung in ihm auf. Er hatte jenen Passagier sagen gehört, ich sei ein physisches Wrack gewesen. Und so kam er denn endlich und glücklicherweise zu dem Schluß, ich sei tot und er habe nichts mehr zu fürchten. Wohl war dies eine unverbriefte Annahme, der alle Gewißheit fehlte. Und ich glaube, das war mitbestimmend für seinen Entschluß, kurze Zeit darauf Thalassa in seine Dienste zu nehmen. Die Ursache für diesen wohlerwogenen Schritt lag tief. Thalassa war da, mit ihm gegen mich zu stehen, falls ich dennoch wiederkehren sollte.

„Durch zwanzig Jahre waren Sie meinem Sinn entrückt", sagte er nun zu mir. „Hier aber — in Cornwall — begann das Erinnern an Sie mich zu schrecken. Besonders Ihre Schritte. Ich wähnte stets, Sie seien hinter mir her, wenn ich über das Moorland ging. Ich hörte Sie voll scharfer Deutlichkeit, überall, rings um das Haus, in den

Felsen, unter dem Fenster.“ Er sah mich hoffnungslos an. „Warum warteten Sie so lang? Was wollen Sie — jetzt?“

Er hatte offenbar keinen Schimmer von den Gefühlen, die in mir tobten. Seine fixe Idee hatte, einer Krebsgeschwulst gleich, alles gesunde Leben aus ihm gesogen. Heiße Wut überkam mich von neuem, diesmal aber zügelte ich mich. Ich fragte, wieso er von meiner Heirat erfahren habe, und da erzählte er, Alice habe im Fieber etwas phantasiert, das genügt habe, seinen Verdacht zu wecken. Er hatte dann scheinbar in einem ihrer lichten Augenblicke die Wahrheit erpreßt. „Und die Belege haben Sie natürlich?“ fragte ich beiläufig. Ja, die hatte sie augenblicklich in London holen lassen. Ich fragte ihn, wo sie seien. „Wozu wollen Sie das wissen?“ rief er erregt. Da sagte ich ihm unumwunden, er müsse mir die Belege geben und müsse der Familie sagen, daß er im Irrtum gewesen war, — daß Alicens erster Gatte vor ihrer zweiten Eheschließung gestorben sei. Tue er das, so habe er weiter nichts von mir zu befürchten, — so bleibe ich für immer tot. „Sie können Belege aus der Welt schaffen, nicht aber Tatsachen“, antwortete er mir. Und ich entgegnete, daß die Tatsachen nie ans Licht zu kommen brauchten, wenn er gewillt sei, zu schweigen.

Er saß einige Augenblicke wortlos, als erwäge er die Möglichkeit, die ich ihm zu bedenken gegeben hatte, saß mit einer Hand in der Tischlade, — um nach Papieren zu suchen, nahm ich an. Ganz plötzlich aber sagte er: „Die Belege liegen im Uhrkasten“.

Ich argwöhnte nichts. Er hatte mir einst ein seltsames Geheimfach im Grunde des Uhrkastens gezeigt, in welchem er Dokumente aufbewahrte. Ich ging zur Uhr hinüber und neigte mich über das geheime Fach, als ich rasche Schritte hinter mir hörte. Ich wandte mich. Er kam mit einem Revolver auf mich zu. Ich sprang ihm entgegen und wir rangen. Da stürzte mit heftigem Krach die Uhr zu Boden. Robert Turold und ich waren einer in des anderen Armen verstrickt und kämpften wütend um den Revolver, als ich das weiße Gesicht des Mondes an uns vorüberfliegen sah. Der Krach schreckte Robert Turold, sein Griff lockerte sich und ich entwand ihm den Revolver. Doch als ich ihn aus seinen Fingern riß, ging er los und erschoß ihn.

Er wich von mir fort und hatte ein Lächeln, das aussah, als wäre es gefroren. Dann sank er zusammen und stürzte zu Boden. Ich neigte mich über ihn. Er regte sich leise, doch ich sah, er war ein Sterbender, hatte nur noch wenige Augenblicke des Lebens.

Kühl und schnell überlegte ich. Der Fall der Uhr mußte unten gehört worden sein.

Flucht! Das war eine Möglichkeit, wenn Thalassa noch nicht zurückgekehrt war. Eine zweite Eingebung gebot mir, die Belege in Sicherheit zu bringen. Ich durchwühlte den Uhrkasten und fand einen länglichen Briefumschlag, den ich in meine Tasche stopfte. Das Mondgesicht starrte zu mir empor, die Uhr war eine Minute vor neun stehen geblieben. Da kam mir noch eine Eingebung. Ich rückte den großen Zeiger vor — stellte die Uhr auf halb zehn. Kam ich unbemerkt aus dem Hause, so wollte ich heim eilen — unter irgendeinem Vorwand gleich nach meiner Rückkehr die Magd rufen und nach der Zeit fragen. Dann war ich vollkommen gedeckt — konnte aller Welt ins Auge sehen. Merkwürdig, wie rasch das Hirn arbeitet, wenn der Selbsterhaltungstrieb erwacht! Mit unglaublicher Schnelligkeit war ich auf meinen Beinen und vor dem Zimmer. Ich verschloß von außen die Tür, in der Absicht, den Schlüssel mitzunehmen, um die Entdeckung hinauszuzögern, doch er entschlüpfte in der Eile meinen Fingern und fiel im dunklen Flur zu Boden. Ich konnte nicht verweilen, um danach zu suchen, — mir war, als ob hätte ich einen Laut gehört. Panik ergriff mich. Ich sprang die Treppe hinunter, tastete mich nach der Eingangstür, riß sie auf und lief hinaus in die Nacht, — über das Moorland und heim.

Kaum war ich in meinem Zimmer, als Ihre Schwester mit ihrem Gatten kam und mich bat, sie nach Flint House zu ihrem Bruder zu begleiten. Erst wollte ich es nicht. Dann aber schien dieser Weg mir der Wink eines gütigen Schicksals. Kein Argwohn konnte auf mich fallen, wenn ich nun wiederkehrte und den Leichnam fand.

Und so geschah es denn. Wir erreichten Flint House in dem für mich günstigen Augenblick. Ich brach die Tür ein und fand ihn — tot.

Er lag nicht, wo ich ihn verlassen hatte. In einem letzten Paroxysmus hatte er sich aufgerichtet und war über den Uhrkasten gefallen, in der Absicht, wie ich immer glauben werde, den Zeiger zurückzurücken. Ich vermute, sein brechender Blick sah, wie ich ihn vorschob, und sein letzter Gedanke, — sein letztes Mühen war, meine Absicht zu vereiteln, die dahin gezielt hatte, jene irrezuführen, die mit der Aufhellung seines geheimnisvollen Sterbens betraut werden sollten. Doch der Tod kam zu rasch und durchkreuzte sein Vorhaben.“

Als der Sprecher nun schwieg, folgte tiefe Stille seinen Worten.

Austin war der erste, der sprach. Auf seinem Gesicht hatten während der Erzählung Remingtons die widerstreitendsten Empfindungen gekämpft. Er war ein kalter, selbstsüchtiger Mann, den das Leben nicht weicher gemacht hatte. Aber was er von den Seelenqualen seines Bruders gehört hatte, mochte ihn doch im tiefsten erschüttert haben. Ein Leber, mit unerhörtem Starrsinn auf ein einziges Ziel gerichtet und trotzdem zum Scheitern verurteilt, weil es auf Unrecht, Schuld und frevelhafter Gewalt aufgebaut war. Vielleicht, daß ihm in dieser Stunde eine Ahnung aufging von den Mächten des Schicksals, die, stärker als jeder menschliche Wille, dem Stolz und der Eigensucht unüberschreitbare Grenzen setzen. Thalassa ließ kein Auge von ihm. Er sah, wie es in seinen Gesichtszügen arbeitete, wie sich langsam und allmählich ein Entschluß in ihm durchzuringen schien.

Endlich entfuhr seinen zusammengepreßten Lippen ein Laut, welcher wie der befreiende Seufzer eines Mannes klang, der mit sich ins reine gekommen ist.

„Ich muß mit Sisily sprechen“, sagte er und schritt auf die Tür des Nebenzimmers zu.

Remington sah kurz auf und machte eine abwehrende Bewegung. „Sie dürfen sie nicht aufregen. Ich teilte Ihnen doch mit, daß sie sich verletzt hat. Sie bedarf der Ruhe.“

Austin legte die Hand auf die Türklinke. „Ich denke,“ bemerkte er in seiner trockenen Weise, „was ich ihr zu sagen habe, wird dazu beitragen, ihre Gesundung nicht unerheblich zu beschleunigen.“

Über Thalassas starre Züge glitt der Schatten eines Lächelns.

„Sie wollen wirklich . . .“, begann er, aber da war Austin schon hinter der Tür verschwunden.

—: Ende. :—

Der Cadillac von Rumänien.

Der unheimliche Juwelier. — Eine einträgliche Verkaufsmethode.

In der Hauptstadt Beßarabiens, in Kischenew, lebt in einer kleinen, unsagbar schmutzigen und verwahrlosten Gasse ein alter Mann, dem man es kaum anmerken würde, daß er der Held eines der größten Kriminalprozesse unserer Zeit ist. Durch einen eigentümlichen Zufall wurde diese schon halb vergessene Existenz in den letzten Wochen wieder ans Tageslicht gezerrt.

Beim Versuch eines unerlaubten Grenzübertrittes von Rußland nach Rumänien wurde am Dnjestr ein Individuum verhaftet, das eine Menge sehr wertvoller Juwelen bei sich trug. Der Verhaftete behauptete, diese Juwelen für einen Kischenewer Juwelier kommissionsweise in Rußland gekauft zu haben. Mit dem Namen dieses Juweliers wollte er anfangs nicht herausrücken. In Rumänien und speziell in Beßarabien wird mit einem verstockten Übeltäter nicht lange gefackelt. Man macht mit ihm einen „proces verbal“, eine Art sehr fühlbarer mündlicher Befragung. Im Verlaufe dieser mündlichen Befragung gab der Verhaftete an, daß die bei ihm gefundenen Juwelen für den Juwelier Nuchem Atakki bestimmt seien.

Nuchem Atakki! Die Bukarester Kriminalpolizei, der dieser Name nur in allzuguter und ebenso unangenehmer Erinnerung ist, schickte sofort einige ihrer besten Agenten

nach Kischenew. Vielleicht wird es endlich gelingen, diesen rätselhaften Verbrecher zu überführen. Die Zeitungen des ganzen Landes rollten die Vergangenheit dieses Mannes wieder auf. Wer ist Nuchem Atatzki!

Nuchem Atatzki lebte jahrelang still und bescheiden und unauffällig. Auch seine engsten Nachbarn und Bekannten wußten recht wenig über ihn. Er war sehr verschlossen und sogar seine Familie bekam ihn wenig zu Gesichte. Tagsüber hielt er sich in seinem kleinen Laden auf, in dem man sich kaum umdrehen konnte. Er unterhielt dort einen Handel mit Gold- und Silberwaren. Ab und zu kam eine russische Bäuerin zu ihm und kaufte Ohrringe oder einen billigen Ring. Man munkelte bisweilen, daß er in Wirklichkeit steinreich sein solle und seine Armut nur vortäusche. Aber niemand vermochte Sicheres zu bekunden.

Wenn reiche Fremde und Besucher in der Stadt abstiegen, wurde Atatzki durch geheimnisvolle Leute davon benachrichtigt. Dann klemmte er einen Samtkasten unter seinen Arm und bot den Fremden die bezauberndsten Schmucksachen an. Er ließ die herrlichsten Diademe, Armbänder, Ohrgehänge und Ringe funkeln, zog aus seinen Manteltaschen ganz seltene, alte, edelsteinbesetzte Schnupftabakdosen und bewies nötigenfalls dokumentarisch, daß die Werstücke rechtmäßig sein eigen geworden waren.

Manchmal blieben die Leute trotzdem mißtrauisch. Sie ließen Sachverständige kommen und verständigten die Polizei. Die Sachverständigen aber schätzten die Schmucksachen meistens noch auf einen höheren Betrag als Atatzki selbst und die Polizei gab stets die Auskunft, daß gegen ihn nichts Nachteiliges vorliege. Manchmal wunderten sich allerdings die Sachverständigen, daß sie mehrere Male im Jahre die gleichen Schmucksachen zur Begutachtung vorgelegt bekamen. Aber sie nahmen an, daß die Sachen den früheren Kunden wohl zu teuer gewesen waren.

Der Polizei kamen hier und da seltsame Dinge zu Ohren. Aber es waren meist unbestimmte Gerüchte und zudem viel zu phantastisch, als daß sich eine Behörde damit hätte abgeben können. Einige Male kamen Anfragen von der Bukarester Präfektur und anderen Städten nach vermißten und abhanden gekommenen Schmuckstücken, die in Kischenew gekauft worden waren. Aber man gab nichts darauf, weil sich mit den gemachten Angaben nichts anfangen ließ.

Am Ostersonntag des Jahres 1927 wurde im Expreßzug Kischenew—Bukarest ein schreckliches Verbrechen verübt. Man fand auf freiem Felde neben der Bahnstrecke den Leichnam eines gutgekleideten Mannes, der offenbar an den Folgen eines Sturzes aus dem dahinsausenden Zuge verschieden war. Verschiedene Merkmale wiesen deutlich darauf hin, daß diesem Sturz ein heftiger Kampf vorausgegangen sein mußte. Es gelang der Polizei diesmal in verhältnismäßig kurzer Zeit, den Tatbestand bis zu einem gewissen Punkt aufzuhellen. Der Name des Ermordeten war unschwer festzustellen. Es erwies sich, daß er mit seiner Frau zu einem mehrwöchentlichen Geschäftsbesuch nach Kischenew gereist war. Die Frau war in Kischenew zurückgeblieben, weil sie sich nicht wohl fühlte und sollte einige Tage später nachreisen. Wie sie angab, befand sich im Koffer des Ermordeten eine Schmuckkassette und in derselben ein Perlenkollier, das ihr Mann während seines Aufenthaltes in Kischenew gekauft hatte.

Es ergab sich nun, daß gerade diese Schmuckkassette aus dem Gepäck des Ermordeten fehlte. Die Polizei forschte nach, wo es der Ermordete gekauft hatte, um eine genaue Beschreibung desselben zu erhalten. Man geriet dabei auf Nuchem Atatzki, der auch sofort der Vorladung Folge leistete und eine genaue Beschreibung des Schmuckstückes gab. Auch die Frau des Ermordeten erkannte ihn als den Händler, bei dem ihr Mann gekauft hatte.

Nun waren gerade in den letzten Jahren außerordentlich zahlreiche Anzeigen, die alle den Diebstahl und das Abhandenkommen wertvoller Schmuckstücke betrafen, bei der Bukarester Präfektur eingelaufen. Meistens waren die Diebstähle in Schnellzügen während der Nacht erfolgt. In einigen Fällen waren die Opfer betäubt und niedergeschlagen worden. Die Annahme lag daher nahe, daß es sich um das Werk einer wohlorganisierten Bande handle.

Aber auch dieser Fall wäre wohl in Vergessenheit geraten, wenn sich auf der Bukarester Präfektur nicht eines Tages ein angesehener Bukarester Kaufmann gemeldet hätte, der einige merkwürdige Angaben machte. Vor Jahren, erzählte er, hatte er in Kischenew bei Nuchem Atatzki ein Schmuckstück gekauft. Er legte die Rückreise nach Bukarest im Schlafwagen zurück. Als er am Morgen aufwachte, habe er seine Handtasche vermißt, in welcher sich der geraubte Schmuck befand. Er war während der Nacht bestohlen worden. Das Schmuckstück aber, das ihm gestohlen worden war, sah dem jetzt abhandengekommenen zum Verwechseln ähnlich und er möchte darauf schwören, daß es sich um ein und dasselbe handle.

Nuchem Atatzki wurde neuerlich vorgeladen und vernommen. Er bestritt energisch, daß es sich um ein und dasselbe Schmuckstück handle. Den jetzt geraubten Schmuck habe er im Jahre 1917 bei einem zaristischen Offizier gekauft. Er bewies dies durch Schriftstücke, die unzweifelhaft echt waren.

Mitten hinein in diese wiederholten Vernehmungen Atatzkis platzte die Nachricht, daß sich in Bukarest ein dritter Mann gemeldet habe, der behauptete, dasselbe Schmuckstück in Kischenew vor Jahren gekauft zu haben und dann im Zug bestohlen worden zu sein.

In aller Stille umringte eines späten Abends die Polizei das Häuschen Atatzkis, drang überraschend ein und hielt gründliche Hausdurchsuchung. Alle Bewohner erschraken, nur Atatzki blieb ruhig und sicher. Bereitwillig führte er die Detektive durch alle Räume, ließ alles genau durchsuchen und machte präzise Angaben auf alle Fragen. Bei der Hausdurchsuchung wurde eine Anzahl verdächtiger Schmuckstücke konfisziert. Außerdem wurde Atatzki selber und ein verdächtig aussehender Mann, den man bei ihm gefunden hatte, in Haft genommen. In diesem Individuum, dessen Bild nach Bukarest geschickt wurde, glaubte Schmuckbesitzer Nr. 2 seinen seinerzeitigen Kupeegenossen zu erkennen, den er in Verdacht des Diebstahls hatte. Auf diese Angabe hin wurde gegen Atatzki die Anklage wegen Hehlerei erhoben.

Der vermeintliche Schmuckdieb aber wurde zunächst einem scharfen „proces verbal" unterworfen. Er hieß Alias Goldmann. Er verriet bald darauf einige seiner Komplizen und man verhaftete unter dem Verdacht der Mittäterschaft über ein Dutzend Leute. Außerdem aber warf man nun Goldmann auch den Mord vor. Er bestritt zwar energisch, daran beteiligt zu sein, machte aber einige sensationelle Angaben.

Er sagte nämlich aus, zu allen Juwelendiebstählen von Atatzki direkt beauftragt gewesen zu sein. Jedesmal, wenn Atatzki ein Schmuckstück verkauft habe, beauftragte er ihn, es dem Käufer durch List oder Gewalt wieder abzujagen und erhielt dazu genaue Personalbeschreibungen. Den inkriminierten Schmuck habe er auf diese Weise nicht nur dreimal, sondern mehr als ein dutzendmal Atatzki zurückgebracht. Er erhielt stets Belohnung, aber nicht viel. Wenn er mehr verlangte, drohte ihm Atatzki mit einer Anzeige. Ihm selbst, so behauptee Atatzki, könne nichts passieren, weil er reich genug sei, um alles niederzuschlagen.

Als Atatzki daraufhin scharf vernommen wurde, behauptete er, Goldmann erst seit kurzem zu kennen. Dieser habe ihm mehrere Male verdächtigen Schmuck zum Kaufe angeboten, was er jedoch stets abgelehnt habe. Es ergab sich, daß niemand von der verhafteten Bande Atatzki persönlich kannte. Goldmann war der alleinige Mittelsmann. Er engagierte die Leute und entlohnte sie von sich aus.

Nun schien für eine Reihe dieser rätselhaften Juwelenräubereien endlich die Lösung gefunden. Es waren mehr als hundert Fälle, die nun noch einmal untersucht wurden. Gegen Goldmann wurde jetzt Anklage wegen Mordes erhoben. Atatzki gelang es, gegen eine Kaution von zehn Millionen Lei — eine in Rumänien phantastisch hohe Summe — auf freien Fuß zu kommen. Er wurde scharf bewacht und durfte seinen Wohnort nicht verlassen. Er beteuerte unablässig seine Unschuld.

Aber eines Tages fand eine überraschende zweite Haussuchung bei ihm statt und man fand in einer Wand eingelassen ein Geheimfach. In diesem Geheimfach lag der Schmuck, der dem Ermordeten auf der Bahnstrecke geraubt worden war. Es war eine Riesensensation. Goldmann hatte das Versteck verraten. Unerklärlicherweise wurde Atatzki nicht sofort wieder in Haft genommen. Zwei Tage

später gelang es Goldmann, aus dem Gefängnis zu flüchten. Kaum 24 Stunden später erschossen ihn die rumänischen Grenzposten bei seinem Versuche, über den Dnjestr schwimmend nach Sowjetrußland zu flüchten.

Da er der einzige Verbindungsmann Atatzkis war, geriet die ganze Untersuchung ins Stocken. Atatzki erklärte, der Schmuck müsse von seinen Feinden während seiner Haft eingeschmuggelt worden sein. Er blieb bei allen Verhören, so „scharf" sie auch waren, standhaft. Es lagen jetzt nur noch Indizien gegen ihn vor. Und gegen Indizien gibt es in Rumänien ein gutes Mittel: Geld! Es hat Atatzki viele Millionen gekostet, vor zwei Jahren die Untersuchung gegen ihn aufs tote Geleise zu bringen und er soll darüber zum armen Mann geworden sein.

Nun steht er neuerlich vor dem Untersuchungsrichter. Wird sich jetzt vielleicht das schreckliche Geheimnis um ihn lösen? Unter der neuen Regierung arbeiten die Behörden um vieles unbestechlicher als früher. Wird sich vielleicht der Cadillac von Rumänien, dieser rätselhafte Nuchem Atatzki, endlich zu einem Geständnis bequemen?

Walter F. Erig.

Die Lieblingsfrau des Maharadschas wird abgeschafft.

Für den Europäer ist Indien seit langem das Land der Märchen und der exotischen Romantik. Er kennt es aus Filmen, aus Märchenbüchern für die Jugend und zum Teil auch aus Romanen. Daraus resultiert seine Vorstellungswelt über jene asiatische Kolonie Englands und er weiß nicht, daß alle jene Märchen und drei Viertel der erwähnten Romantik nicht Wirklichkeit sind, sondern eine verlogene Vorstellung!

Die Stellung der Frau in Indien ist eines der wichtigsten Momente bei der Beurteilung jener Verhältnisse. Die „Lieblingsfrau des Maharadschas" existiert nicht mehr, denn die indische Frau ist erwacht und hat sich auf sich selbst besonnen. Sie kämpft heute, wie die Europäerin, für ihre Gleichberechtigung mit dem Manne, kämpft um soziale Faktoren und gegen die große Not der Familien. Einst waren die Inder das abergläubischste Volk, das es gab. Eine tiefe philosophisch-religiöse Mystik umfing ihr Denken und Handeln und fand reichhaltig in Werken und Handlungen Ausdruck. England brachte Wandel. Durch die Errungenschaften der Technik, durch die Einführung des rasenden Tempos der Zeit und moderner Kulturideen und -errungenschaften wurden Aberglaube und Mystik vertrieben. An ihre Stelle trat bemerkenswerterweise nichts Volklich-Eigenartiges, sondern — der Glaube an die westeuropäische Kultur.

Die indische Frauenbewegung kämpft gegen diese Umstellung an. Man weiß, es wird ein harter Kampf werden, der kaum zum Ziel führt, und Indien wird anderen Ländern gleich unterliegen! Die Frauenbewegung Indiens kämpft aber auch dagegen an, daß das Volk vergißt, wie reich sein Vaterland selbst ist, wenn es diese Reichtümer für sich nutzt und nicht England überläßt.

Einmal ist die Bewegung gegen das Verbot der Abtreibung außerordentlich stark. Man muß beachten, daß die religiöse Einstellung dieses Volkes ungeheuer tief und stark ist, so daß eine solche Bewegung kaum Boden gewinnen könnte, wenn auf der anderen Seite nicht die soziale Not groß wäre. Außerdem versteht es die englische Regierung durch Propaganda, die Frau für sich zu gewinnen und auf diese Art die Familie nach eigenem Willen zu lenken. Die Frau ist also, oder soll es wenigstens nach den Absichten der Regierung sein, das Medium der Regierung. Dagegen wehrt sich die indische Frauenbewegung, der ein großer Teil indischer Frauen angehört.

Ihr Hauptaugenmerk richtet sie natürlich auf die Religionsgegensätze. Zwischen Islam und Buddhismus bestehen seit langem tiefe Gegensätze, und nach Ansicht der indischen Frauenführerinnen wird dieser Haß durch die englische Regierung geschürt. Das Wirken der Bewegung ging also darauf hinaus, derartige Machenschaften zu liquidieren. Der Erfolg ist tatsächlich da: Ehen zwischen Anhängern des Islam mit solchen des Buddhismus nehmen rapide zu. Es wurden Schulen errichtet, in denen keine Trennung nach Konfessionen mehr erfolgte, während die englische Regierung nur solche Schulen unterstützt und subventioniert, die die Trennung beibehalten haben.

Die nächst wichtigste Aufgabe der Frauenbewegung geht auf starke Verbesserung der hygienischen Einrichtungen, auf Erhöhung des bei 30 Jahren liegenden Durchschnittsalters des Inders durch Einführung sozialer Maßnahmen, auf Befreiung der Frau und des Kindes von schwerer Arbeit hinaus. Zum Teil waren diese Bestrebungen bereits von Erfolg gekrönt, zum anderen sind die nötigen Schritte getan. Infolge dieser aufrüttelnden, indisch-nationalen und kämpferischen Erfassung der Inderin ist natürlich auch die Reform der Ehe Notwendigkeit geworden. Zu einem großen Teil ist die Vielweiberei aufgehoben. Elend, Not, soziale Mißverhältnisse gestatteten an sich schon seit langem dem Manne nicht mehr das Halten mehrerer Frauen, so daß nur noch die Maharadschas, die Wohlhabenden, an dieser Institution festhielten. Aber auch damit ist es nun vorbei, denn die indische Frau hat sich auf sich selbst besonnen, kämpft, wie die Europäerin, für ihre soziale Anerkennung und hat demgemäß weder Zeit noch Sinn und Lust für romantische Angelegenheiten. Die „Lieblingsfrau des Maharadschas" ist nicht mehr!

H. H. R.



Bunte Chronik



*** Das Blaue Band der amerikanischen Kriegsmarine.** Es ist eine wenig bekannte Tatsache, daß auch in der amerikanischen Kriegsmarine ein Blaues Band geführt wird, und zwar ist dieses ein blauer Wimpel, der in jedem Jahr an dasjenige Schiff verliehen wird, welches die besten Leistungen in Navigation, Schießen und Nachrichtenübermittlung aufzuweisen hat. In diesem Jahre hat es sich übrigens zum ersten Mal ereignet, daß zwei Schiffe genau die gleiche Punktzahl erreichten, und zwar waren dieses die Schlachtschiffe New Mexiko und Mary-Land. Beide Schiffe haben die Erlaubnis erhalten, den blauen Wimpel zu führen, wenn sie nicht in demselben Gefechtsverbande fahren. In letzterem Falle darf an einem Tage stets nur ein Schiff den blauen Wimpel führen.

*** Wikinger in Lappland.** Die in letzter Zeit infolge archäologischer Durchforschung gemachten Funde in Lappland zeigen, daß lange vor Einwanderung der heutigen Bewohner Lappland durch eingewanderte Wikinger bewohnt und kolonisiert wurde. Unweit des Kebne Kaisels, des höchsten, mit ewigem Schnee bedeckten Berges wurden eine Anzahl von Grabstätten entdeckt, die unzweifelhaft germanischen Ursprungs waren. In diesen fand man Waffen, darunter ein vorzüglich erhaltenes Wikingerschwert, sowie Hausgeräte, aus denen ersichtlich ist, daß sich diese ersten Bewohner Lapplands auch mit Ackerbau befaßten. Auch im Süden Lapplands entdeckte man inmitten dichter Waldungen Spuren früherer Besiedlung durch Germanen. Das Aussterben dieser Bewohner wird der Pest zugeschrieben, die besonders auch in Schweden fürchterliche Verheerungen anrichtete. Man nimmt an, daß die Mehrzahl der in jenen Gegenden ansässig gewesenen germanischen Siedler infolge jener Seuche zugrunde gegangen ist. Die Überlebenden sind aber aus dem kalten Norden nach dem damals ebenfalls nur sehr dünn besiedelten Süden gezogen.

Lustige Rundschau



*** Das Resultat.** „Europa", so erklärt Professor Hadley, „ist zweifelsohne viel kultivierter als die Vereinigten Staaten." — „Mag sein, aber man sehe sich nur einmal den Erfolg dieser europäischen Kultur an!"

*** Alchemie.** Er: „Dieser Smith ist doch ein Tausendsassa! Alles, was er anfaßt, wird zu Gold!" — Sie: „So? — Dann möchte er mal das Armband anfassen, das du mir zum Geburtstag geschenkt hast!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.